

## 32. Vater unser im Himmel

Wenn wir uns zu entscheiden hätten, ob von der Bibel das Alte oder das Neue Testament unser Maßstab sein soll, so müßten wir uns ohne Frage für das Neue entscheiden. Wenn wir uns im Neuen Testament entscheiden müßten, ob wir auf Paulus oder Petrus oder Johannes oder Jesus zu hören gedenken, so würden wir uns zweifellos für Jesus entscheiden. Wenn wir von allen Geschichten und Worten, die wir von Jesus besitzen, das Wichtigste angeben müßten, so würden wir auf die „Bergpredigt“ geraten. Wenn wir das Wichtigste aus der Bergpredigt angeben sollten, so könnte es nichts Anderes sein als das Vaterunser. Das Vaterunser ist insofern das Herz unseres christlichen Glaubens — wie, es gemeinsam zu beten, das Herz unserer Gottesdienste ist, unserer christlichen Gemeinschaft.

Im Vaterunser selbst wiederum ist aber beinahe schon alles in der Anrede gesagt: „Unser Vater im Himmel.“ Und machen wir uns unseren Glauben insofern einmal mit der Frage bewußt, was denn eigentlich diese Anrede bedeutet. „Vater“ — manch einer fragt heute als erstes: Warum nicht „Mutter“? Und wir müssen als Christen auch dazu schließlich eine Stellung beziehen. Aber versuchen wir dieses Wort zunächst so zu hören, wie man es damals, zur Zeit Jesu, gehört hat, und stellen wir fest, daß es auch so schon von einer erstaunlichen Aktualität ist. Die Vateranrede, vor allem auch in der Konsequenz, in welcher sie Jesus aufgefaßt hat, war für die Zeitgenossen etwas gänzlich Ungewohntes, das man von der einen Seite her geradezu als eine Lästerung ablehnen mußte — denn man kannte nichts Anderes als: Gott ist der Herr — von der anderen Seite her aber vermochte man es lediglich mit einem verständnislosen Achselzucken zu quittieren, indem man gewiß war, Gott sei umfassender, als es sich mit dem Wort „Vater“ — oder selbst „Herr“ — ausdrücken ließe: Gott sei wie die Natur oder das Universum oder die Kraft und das Gesetz, welche die Natur, das Universum an jeder Stelle und im Ganzen regieren. Beide Positionen aber sind uns auch heute nicht fremd, und wenn wir diese beiden Parteien, zwischen denen Jesus eigentlich steht, auf unser gegenwärtiges Denken beziehen: Die Gott-Herren-Partei, oder sagen wir: die „Herrgott-Partei“ — damals durch die Juden vertreten — sagt heute in etwa: Gott hat die Welt geschaffen, und er hat die Erde uns Menschen übergeben, damit wir sie für ihn in einem guten Sinne verwalten; damit wir eine gerechte Weltordnung errichten und so unsere Anerkennung des Schöpfers beweisen und seine Absicht mit den uns zur Verfügung gestellten Kräften verwirklichen. Die Schöpfung ist sozus. dann erst am Ziel und unsere Aufgabe erfüllt, wenn diese umfassende Ordnung hergestellt ist und alle Menschen in Frieden und Gerechtigkeit leben und dem Schöpfer und Herrn die Ehre allgemein geben, die ihm gebührt. — Das ist eine Religion, ein Glaube, für welche sich vor allem ein moralischer Mensch immer erwärmen läßt — vielmehr noch: diese Anschauung ist für einen moralisch-frommen Menschen beinahe unmittelbar überzeugend. Und entspricht es zuletzt nicht einer Sehnsucht in jedem von uns, ein solches Ziel einmal verwirklicht zu sehen! Müßte nicht eigentlich jeder, der Herz und Vernunft hat, für solch eine Sache sein Leben verwenden! — Die Frage könnte aber dennoch hier sein: Hätte nicht Gott in einem Termiten- oder Ameisenstaat eine solche Absicht bereits viel besser verwirklichen können und hat sie tatsächlich verwirklicht! Weshalb hat er sich nur diese alles durcheinanderbringende und komplizierende Freiheit und Verführbarkeit von uns Menschen geleistet, so daß die Geschichte der Menschheit immer eher dem Chaos als der göttlichen Ordnung zutreiben möchte! Und was ist mit all jenen Generationen, die inzwischen verstorben sind, ohne daß dieses Ziel jemals in eine greifbare Nähe gerückt wäre! Stimmt es vielleicht von Anfang an doch nicht mit dieser Art Glauben?

Die andere Partei, mit welcher sich Jesus nicht ausdrücklich auseinandergesetzt hat, ist gleichsam die „Natur-Gott-Partei“. Das sind in damaliger Zeit im wesentlichen die Griechen gewesen, und auch heute sind es immer irgendwie jene, die da so gerne behaupten, Gott in der „freien Natur“ viel unmittelbarer als z.B. in einer christlichen Versammlung erleben zu können. Und auch dies könnte uns ja zunächst durchaus überzeugen. In einer Versammlung von Menschen muß einer immer auch mit jeder Art von Unvollkommenheit rechnen. Wir Menschen — und hier liegt eben auch die Schwäche

jenes anderen, „idealistischen“ Glaubens — sind in vieler Hinsicht blind und verdorben und ziehen mit der eigenen Verkehrtheit immer auch die ganze Welt in das Unglück. Aber der Himmel, die Erde, die Gräser und Kräuter, die Tiere in der freien und noch unzerstörten Natur: daraus strahlt eben so etwas wie Reinheit. Da pulsiert viel deutlicher sichtbar und hörbar und fühlbar — manchmal geradezu riechbar und schmeckbar — das unendliche Geheimnis der Welt, für das wir am Ende keine Erklärung besitzen, das wir aber gern als etwas Heiliges ansehen wollen. Und unser eigentliches Elend besteht nun vielleicht darin, daß wir dieses Geheimnis gar nicht mehr wahrnehmen können — es jedenfalls entheiligt haben, vielleicht „vermarktet“ sogar, so daß wir alles nach seinem wirklichen oder möglichen Nutzen oder Geldwert taxieren. Unser Elend wäre die Entwurzelung gegenüber diesem Geheimnis.

Aber auch hier eine Frage: Selbst wo uns dieses Geheimnis noch in Frische und Reinheit begegnet — ist es da wirklich unser Glück, unser Heil? Natürlich, der Anblick der ausschlagenden Bäume im Frühjahr kann etwas tief Beglückendes haben. Ist es aber genauso beglückend, im November die herabgefallenen und vermodernden Blätter zu sehen! Natürlich, eine aufsteigende Lerche im Frühling nimmt einem beinahe selbst das Herz mit zum Himmel. Aber ist es genauso erhebend, sie wenig später vom Sperber geschlagen zu wissen? Vielleicht leihen wir uns unsere Begeisterung für Gott in der Natur in Wahrheit aus einer ganz anderen Quelle als der Natur selbst und wissen es nur nicht. Und woher kommt denn auch unsere innere Angst vor dem Sterben, wo doch in der Natur das Sterben offensichtlich — etwas „ganz Natürliches“ ist!

„Herrgott über die Menschheit und über die Erde“ oder: „Geheimnis der Natur“ — irgendwie trifft am Ende doch wohl beides nicht den tiefsten Punkt unserer Seele, und diese Anrede an Gott, wie sie Jesus gebraucht hat, weiß dann doch mehr von dem Geheimnis des Lebens und der menschlichen Seele als jene einander entgegengesetzten Parteien, die gestern wie heute um unsere Seelen und unsere Frömmigkeit werben. Sie weiß etwas von dem, was uns Geborgenheit schenkt und doch gleichzeitig an uns eine höchste Anforderung stellt.

Aber warum nun wohl „Vater“ und nicht zumindest genauso auch „Mutter“? Unser Verstand sagt uns ja schnell: Wenn schon eine solche Bezeichnung gebraucht werden muß, dann ist Gott irgendwie als beides: Vater und Mutter zu sehen. Oder: Gott, ist er denn einer, kann doch nicht gut rein etwas Männliches haben — zumal wenn er uns Menschen als Männer und Frauen zu seinem Bilde erschuf, wie es am Beginn der Bibel bereits heißt. Und wenn Jesus zwar Gott niemals als Mutter bezeichnet — zumindest als Gleichnis hat ja auch er einmal jene Wendung gebraucht: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich wie eine Glucke meine Flügel gebreitet und wollte meine Kinder unter ihnen versammeln.“

Ich meine indessen nicht, Jesus würde von diesen Vernunftgründen überzeugt werden können, oder die Vateranrede an Gott würde sich als etwas lediglich Zeitbedingtes herausstellen lassen. Jesus wußte doch vermutlich, was er da tat. Und wir inzwischen sollten es wissen, die wir auch von dieser Seite her mit unserem Glauben infragegestellt werden.

Was unterscheidet denn Vater und Mutter? — Inzwischen scheinbar eine heikle und schwierige Frage, die wir aber noch immer auf dgl. wie Strenge oder gar Härte und Nachgiebigkeit oder Weichheit beziehen. Würden indessen Einzelne sie im Blick auf ihre eigenen Eltern zu beantworten suchen — es kämen mit großer Wahrscheinlichkeit ganz unterschiedliche Ergebnisse zu Tage. Die einen haben den Vater, die anderen die Mutter als strenger erlebt. Vielleicht stoßen allerdings auch Töchter bei ihren Vätern auf das weichere Herz und umgekehrt bei ihren Müttern die Söhne. Und vielleicht gibt es auch noch den Unterschied, worin die Väter oder die Mütter die strenger sind: daß es möglicherweise die Mütter genauer mit dem Alltäglichen, die Väter aber mit dem Grundsätzlichen nehmen, mit der allgemeinen Gesinnung oder der Idee. Körperlich-seelisch sind ja die Kinder bereits von Natur enger mit der Mutter verbunden — und der gewöhnlich entferntere Vater muß da immer den Abstand durch Geist überbrücken. — Könnte aber gerade dieser Gesichtspunkt für Jesus der vorrangige sein? So daß sich das Gottesverhältnis in dem ungeschützteren Raum des Wagnisses und der Freiheit befindet — befinden auch soll?

Im Neuen Testament steht ein Gleichnis, welches das Schicksal Jesu selber betrifft, der ja am Ende mit Freiheit den Tod auf sich nimmt (Mt 12,1ff.): „Ein Mensch pflanzte einen Weinberg und zog einen Zaun darum und grub eine Kelter und baute einen Turm und verpachtete ihn an Weingärtner und ging außer Landes. Und er sandte, als die Zeit kam, einen Knecht zu den Weingärtnern, damit er von den Weingärtnern seinen Anteil an den Früchten des Weinbergs hole. Sie nahmen ihn aber, schlugen ihn und schickten ihn mit leeren Händen fort. Abermals sandte er zu ihnen einen andern Knecht; dem schlugen sie auf den Kopf und schmähten ihn. Und er sandte noch einen andern; den töteten sie; und viele andere: die einen schlugen sie, die andern töteten sie. Da hatte er noch einen, seinen geliebten Sohn; den sandte er als letzten auch zu ihnen und sagte sich: Sie werden sich vor meinem Sohn scheuen. Sie aber, die Weingärtner, sprachen untereinander: Dies ist der Erbe; kommt, laßt uns ihn töten, so wird das Erbe unser sein! Und sie nahmen ihn und töteten ihn und warfen ihn hinaus vor den Weinberg.“

Ob sich so wie dieser Vater wohl auch eine Mutter verhalten hätte? Oder auch: Hätte ein Vater hier wohl seine Tochter gesandt? Und was wäre gewesen, hätte Gott als Mutter den Sohn nicht zu den Weingärtnern gehen lassen! — Wenn Jesus Gott als den Vater bezeichnet, so betont er den Geist (mehr als die Seele), die Idee (mehr als das Gefühl), die Freiheit (mehr als die Geborgenheit), das Wagnis (mehr als die Gewißheit).

Zuletzt: „Unser Vater im Himmel ...“ Martin Luther hat einmal über den Anfang des Herrengebotes etwas geäußert, das die Stellung des Vaterunsers für unseren Glauben noch von einer anderen Seite beleuchtet: „Ich habe studiert und fleißig, und doch habe ich auch nicht ein einziges Wort aus der Schrift ganz erfaßt. Daher rührt es, daß ich über meine Kinderlehre noch nicht hinaus bin. Ich wiederhole mir täglich, was ich davon weiß, und suche nach ihrem Verständnis: der Zehn Gebote, des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunsers. Und es verdriest mich nicht, daß ich großer Doktor — ob ich will oder nicht — mit all meinem Wissen bleibe bei dem Wissen meines Hanschen und Magdalenchens. Ich gehe in dieselbe Schule, in der auch sie erzogen werden. Welcher von allen Menschen versteht auch nur durchaus, wie es verstanden werden muß, das eine Wort 'unser' in dem Satze: 'Vater unser, der du bist im Himmel'? Wenn ich nämlich diese Worte in dem Glauben verstünde, daß der Gott, der Himmel und Erde in seiner Hand hält, mein Vater ist, dann würde ich daraus mit der größten Sicherheit weiter folgern: Weil jener Gott mein Vater ist und ich sein Sohn bin, wer kann mir etwas schaden? Denn ich bin nun ein Herr Himmels und der Erde und aller Dinge, die darin sind. Christus ist mein Bruder, und alles gehört mir. Gabriel ist mein Knecht, Raphael mein Fuhrmann, und alle andern Engel sind in meinen Nöten meine dienstbaren Geister, und sie werden mir von meinem Vater, der da ist im Himmel, gesandt, daß ich meinen Fuß nicht an einen Stein stoße. — Aber damit dieser Glaube nicht ohne Anfechtung bleibt, fährt mein guter Vater zu und läßt mich in ein' Kerker werfen oder ersäufen usw. Und da erst kommt zutage, wieweit wir jene Worte recht verstehen gelernt haben, vornehmlich das erste Wort 'Vater'. Denn unser Glaube ist ein schwankendes Ding, und unsere Schwachheit setzt hinzu: Ja, wer weiß, obs wahr ist? Und so weiß ich ein Wort, das das allerschwerste in der ganzen Schrift ist, nämlich das 'dein' im Ersten Gebot: 'Ich bin der Herr, dein Gott'; oder 'unser' im Vaterunser.“

Auf alle und jeden und auf eine gedachte Person unseres Namens können wir gewöhnlich Gottes Wahrheit leichter als wirklich auf uns selber beziehen. Aber diese Aufgabe — Gott auf uns selbst zu beziehen — gilt sogar dann, wenn wir uns klarmachen müssen: wir sind gemeinschaftlich auf den Vater im Himmel bezogen, nicht in der Einzahl, sondern als eine Gemeinde.

Sollten wir aber gelegentlich noch Furcht davor haben, das Vaterunser könne bei uns selbst oder in unserem gottesdienstlichen Beten zur bloßen Form und zum Ritus verkommen — es liegt dann jedenfalls nicht an ihm. Es selbst ist und bleibt wie alles Große und Echte so reich, daß es auch uns zeit unseres Lebens immer neu reich machen kann. Und wenn wir auch nicht immer durch dieses Gebet zu Gott sprechen können, lassen wir doch Gott durch es sprechen zu uns!

18. September 1994/ 3. September 2000